

Rheinische Nachrichten

Braubacher Zeitung — Anzeiger für Stadt und Land

Erscheint täglich
mit Ausnahme der Sonn- und
Feiertage.

Amtsblatt der

Verantwortlicher Redakteur: A. Lemb.

Fernsprecher-Nr. 30.
Postfachkonto Frankfurt a. M. Nr. 7639.

Druck und Verlags der Buchdruckerei von
A. Lemb in Braubach a. Rhein.



Stadt Braubach

Gratisbeilagen:

Jährlich zweimal „Fahrplan“ und ein-
mal „Kalender.“

Geschäftsstelle: Friedrichstraße Nr. 13.
Redaktionschluss: 10 Uhr Vorm.

Bezugspreis:

Monatlich 50 Pfennig.

Durch die Post bezogen viertel-
jährlich 1,50 Mk.

Von derselben frei ins Haus ge-
liefert 1,92 Mk.

Nr. 77.

Donnerstag, den 1. April 1915.

25. Jahrgang.

Bismarck.

Das Deutsche Reich hat Festgewand angelegt! Die Flaggen hantieren sich im Winde, die Glocken hallen jubelnden Schwunges von Turm zu Turm. Wie so oft, seitdem Alt-Deutschland gegen eine Welt in Waffen stehen muß. Und doch ist heute ein gar anderer Tag als die, an denen wir in den letzten Wochen und Monaten hoher Freude stolzen Ausdruck gaben. Kein „Anis des Fest“ schuf heute ein Fest in den deutschen Landen. Was wir feiern, liegt abgeschlossen in der Vergangenheit. Wir bekennen uns in Dankbarkeit zu der Riesensumme eines Nischenlebens; wir ehren etwas, das schon an unsern Vätern geschah; wir neigen uns vor all dem, was an Erleben, Wirken, Schaffen in dem Namen beschlossen liegt: Bismarck.

Hundert Jahre trennen uns von dem Tage, da des Rittmeisters Ferdinand v. Bismarck ehelich angetrautes Weib Luise, des klugen Rabinettstrais Mendels kluge Tochter, dem vierten ihrer Kinder, Otto, im märkischen Gutshaus Schönhausen das Leben gab. Kaum ein Jahrhundert hat je dem deutschen Volke so viel Erleben gebracht wie diese hundert Jahre. Da der Säugling seinen ersten Schrei tat, war Napoleon I. noch einmal zu führen, war die Schlacht bei Belle-Alliance noch zu schlagen, die dem Preußen, wie es aus den Befreiungskriegen hervorgegangen war, erst den Bestand sicherte. Am Ausgang dieser hundert Jahre steht ein Deutsches Reich — der kraftvolle Nachfolger jenes lebensunfähigen Scheinwesens, Deutscher Bund genannt, das fast gleichzeitig mit Otto v. Bismarck geboren ward — im Ringen um seine Existenz. Zwischen diese beiden Gegenpole fällt das Zusammenwachsen der alt- und neu-preussischen Länder zu einem Staate von härtester Lebenskraft; fällt das Jahr 1848; fallen die Kriege von 1864, 1866 und 1870, als deren Ergebnis ein neues, machtvolles Deutschland zurüchließ; fällt ein ungeheurer Aufschwung in mehr denn 40 Friedensjahren, ein Aufschwung in Handel und Wandel und jeder materiellen Kultur, das es uns zuweilen fast bange werden wollte, ob wir über ihn nicht das Beste vergessen hätten.

Und dieses ganze Jahrhundert trägt den Stempel: Bismarck aufgedrückt. Sofort, als er sich der Politik zuwendet, wird die Gestaltung der Schicksale zunächst des preussischen Volkes wesentlich von ihm beeinflusst. Dieser 33jährige Landjunker ohne Rang und ohne Amt, wie er am Hofe Friedrich Wilhelms IV. auftaucht, ist sofort ein Ratgeber von Bedeutung, eine moralische Stütze wie kaum ein anderer. Seitdem reißt seine Einwirkung auf Preußens Schicksale nie wieder ganz ab, mochte ihm nun die Sonne der Gunst scheinen, oder mochte er nur als ein Beamter gewertet werden wie andere auch: zu klar und scharf dachte dieser Kopf, zu fest wollte dieser Wille, als daß die Wirkungen, die von Otto v. Bismarck ausgingen, hätten verlorengehen können. Nicht das fast ungewollte Abrollen der Ereignisse, das blinde Walten von Massenwünschen und Massenkräften — ein allen Strebungen seiner Zeit unendlich überlegener Kopf hat die Politik bestimmt, die durch Blut und Eisen das deutsche Volk zur Einheit führte.

Die Einheit Deutschlands als eines mächtigen Staates, all der materiellen Aufschwung, den das deutsche Volk kraft seiner staatlichen Macht und Einheit erlebte, sie sind das äußerlich Greifbarste, das wir Bismarck danken. Sie sind nicht das Wichtigste, was wir ihm danken. Er war nicht nur der Schlichter des Deutschen Reiches; er war auch der Erwecker des deutschen Volkes zu einer stolzen, durchaus nationalen Staatsgefömmung; er war auch der getreue Eckart, der uns auf alle Gefahren um uns aufmerksam machte und dessen warnende Stimme uns noch aus dem Grabe unter den Eichen des Sachsenwaldes erscholl und erschallt. Bismarck sagte unser Deutsches Reich; aber hätte er nicht auch unsere Seelen gestaltet, so würde das deutsche Volk schwerlich die stolze Kraft gefunden haben, mit der es heute das Deutsche Reich gegen die härteste Koalition, die die Geschichte sah, siegreich verteidigt.

Die Bismarcks.

Kurzer geschichtlicher Rückblick.

Friedrich Wilhelm IV. schrieb 1862 an Kaiser Franz Josef in einem Briefe, in dem er den Überbringer, Otto v. Bismarck, dem Kaiser als einen Mann „ritterlich-freien Gehorsams“ und als seinen, des Königs, „Freund und treuen Diener“ empfahl, „die Bismarcks sind länger in der Mark anständig als mein Haus.“ Das trifft zu; lange vor dem Einzug des ersten Hohenzollern in die Mark (1416), nämlich schon im Jahre 1270 ist die Familie Bismarck urkundlich als ein

abliges Geschlecht besetzt, das bei Stendal anfällig war. Aber seine Herkunft besteht ein Gelehrtenstreit; die einen wollen in den Bismarcks eine auf das Land verpflanzte städtische Familie sehen, die anderen ein seit der deutschen Besiedlung der Altmark blühendes Rittergeschlecht. Gleichviel: schon im Jahre 1270 waren die Bismarcks jedenfalls, welches immer ihre sich im Dunkel verirrte ursprüngliche Herkunft gewesen sein mag, ein echtes und rechtes märkisches Adelsgeschlecht, und als solches sind sie durch die Jahrhunderte gegangen. Ofters einmal taucht ihr Name in der Geschichte auf; nie an leitender Stelle. Sie haben wohl schon die erste Blüte der Mark unter den Askaniern erlebt und dann ihren tiefen Verfall unter den Nachfolgern; als der märkische Adel sich gegen den „Nürnberg-er Land“, den ersten Markgrafen aus Bollerubüne, auflehnte, die Bismarcks waren dabei; sie fehlten nicht, als während des ausgehenden Mittelalters die Stände in scharfer Opposition um jeden Großen Bierziele und Bede auf den Landtagen mit ihren Markgrafen hadernten; und ebenso wenig fehlten sie in den Reihen des märkisch-preussischen Beamtenstands und der Arme, seitdem Friedrich Wilhelm der große Kurfürst den Troß seiner Herren Stände gewaltiam brach und seine Nachfolger sich aus den bis dahin ständig frondierenden Geschlechtern des niederen Adels treue Diener mit dem Schwert und der Feder ergozgen. Kurzum; die Bismarcks waren ein echtes Juntergeschlecht; und es ist begreiflich, daß, als deren Vertreter Otto v. Bismarck in die politische Arena eintrat, Freund und Feind in ihm nur den Junker sahen und sehen wollten.

Zu Unrecht; denn ganz abgesehen davon, daß der Genius nie einen Typus darstellt: auch dem Blute nach war Bismarck kein echter Junker. Seine Mutter (wie die Helmut v. Moltkes, des Schachtschensers von 1866 und 1870, oder wie die unseres Fürstbischöflichen v. Hindenburg) war bürgerlicher Herkunft. Eine gedorene Wilhelmine Luise Mendels, war Bismarcks Mutter die Tochter des einflussreichen Rabinettstrais Ludwig Mendels, der einst unter Friedrich dem Großen in den preussischen Staatsdienst gekommen war und, so jung er bei dessen Tode noch war, in gewissem Sinne eine Vertrauensstellung schon bei diesem größten Herrscher Preußens eingenommen hatte. Wie die Bismarcks eine echte Junterfamilie, so waren die Mendels eine rechte Verförperung des gebildeten Bürgertums. Bis ins 16. Jahrhundert läßt sich ihr Geschlecht zurückverfolgen, das aus Oldenburg stammte, dann nach Leipzig überfiedelte und dort und an der braunschweigischen Universität Helmstadt als Gelehrtenfamilie blühte, bis es mit Ludwig Mendels, wie gedacht, nach Preußen verpflanzt wurde. In gleichen Teilen war so in Otto v. Bismarck abliges und bürgerliches Blut gemischt. Und die geistig bedeutende Mutter hat auf ihren Otto fast mehr Einfluß gehabt als der Vater. Bismarck selbst gibt in den „Gedanken und Erinnerungen“ andeutungsweise davon Rechenschaft.

Bausteine zur Bismarck-Pyramide.

(Aus Reden und Briefen.)

„Viel schneller, als jemand hätte ahnen können, ist Otto v. Bismarck für uns, für die ganze Welt zur geschichtlichen Persönlichkeit geworden. Es ist über ihn soviel geschrieben worden, daß ein Liter Historiker mit Recht sagt: „Man hat sein Leben so durchleuchtet, daß kein Winkelchen unbelichtet geblieben ist.“ Und doch — etwas ist uns die Bismarckforschung noch schuldig geblieben, nämlich uns den Menschen zu zeigen, wie er außerhalb des Amtes war. Das kann wohl kein Biograph so gut wie er selbst. In erster Linie leuchtet uns der sittenstrenge, gläubige, strebende, zartempfindende Mensch aus seinen Briefen entgegen, die die Braut und Gattin von ihm empfing. Da heißt es:

„Meine Erziehung wurde von Hause her aus dem Gesichtspunkt geleitet, daß alles der Ausbildung des Verstandes und dem frühzeitigen Erwerb positiver Kenntnisse untergeordnet blieb.“

„Beim Einfahren in das Dorf lächelte ich, wohl nie so deutlich, wie schön es ist, eine Heimat zu haben, und eine Heimat, mit der man durch Geburt, Erinnerung und Liebe verachsen ist.“

„Du hast die Kohle, die unter Asche und Trümmer in mir glühte, neu angefaßt, sie soll dich in belebende Flammen hüllen.“

„Der Deinige vom Kopf bis zur Sohle. Küsse lassen sich nicht schreiben.“

Rückhaltloser wie er es sonst getan hat, sprach er sich in seinen Briefen — vor allem in denen an seine Frau — über die Parlamente aus. So sagt er im Mai 1847:

„Ich bin vom Morgen bis zum Abend gallsüchtig über die läugerische, verleumderische Unredlichkeit der Opposition.“ (Juni 1847.)

„Ich möchte den Herren, die so gern ihre Ideale jenseits der Vogelfen auszeichnen, was den Engländer und Franzosen auszeichnet. Das ist das stolze Gefühl der Rationallehre.“ (Mai 1862.)

„Es liegt etwas Demoralisierendes in der Kammerluft, die besten Leute werden eitel, ohne daß sie es merken.“

Die Kammerintrigen finde ich über die Raben schal und unwürdig ...

Von Frankfurt a. M. schreibt er an General v. Gerlach nicht ohne Ironie:

Jeder Schuh, der die Bevölkerung drückt, wird natürlich „denen Ferkeln“ zur Last gelegt, und wenn man die erst los wäre, so würde Milch und Honig fließen.

Er hielt überhaupt nicht viel von den Beratungen in Frankfurt, denn er schreibt in die tobende Menge:

„Hören Sie nur! Wenn die deutsche Einheit geschlossen werden soll, müssen die Waffen klirren.“

Die Volksovertretungen der letzten Jahre haben uns um den Ruf gebracht, ein Volk der Denker zu sein.

In späteren Jahren hat er, wie man weiß, sich mit dem Parlamentarismus veröhnt, allerdings mit dem Vorbehalt, daß „Deutschland stark genug ist, das Reichstagswahlrecht wieder abzuschaffen, wenn es seine Entwicklung hindert.“

Wie von den Parlamenten hielt der Kanzler wenig von der Diplomatie. „Sie ist Lügenkunst.“ Unumwunden erklärt er u. a.:

Die Bureautrategie habe ich nie geliebt. Kein Mensch, selbst der böswilligste Demokrat, glaubt es, was für Charlatanerie und Wichtigtuerei in dieser Diplomatie steckt.

Der Kanzler selbst haßt die Büge, die in der Diplomatie dahelme ist. So sagt er zu Griespi:

Ich läge nicht gerne; aber ich gestehe, daß ich in einigen seltenen Fällen dazu greifen mußte, doch war ich stets gegen die Ernüchterung, die mich zum Bügen zwang.

Nur zu wenigen Menschen hat der Kanzler sich über Dinge geäußert, die ihn demozten und die er selbst Determinierte nennt. So erklärte er 1849:

Für mich sind die Worte „Von Gottes Gnaden“, die christliche Herrscher ihrem Namen beifügen, das Bekenntnis, daß die Fürsten das Szepter nach Gottes Willen auf Erden führen wollen.

„Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß die Zeit nicht fern ist, wo das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit die Gegenstände des Parteiliebens überwinden wird.“

Aber den Krieg pflegte er sich gewöhnlich in Reichstagsreden zu äußern. Nur 1849 schreibt er:

„... webe dem Staatsmann, der sich in der Zeit nicht nach einem Grund zum Krieg umsieht, der auch nach dem Kriege noch stückhaltig ist.“

„Sehen wir Deutschland in den Sattel, reiten wird es dann schon können.“

Wie der große Kanzler die europäische Politik in ihren besten Zusammenhängen und Gegenseiten kannte, zeigt eine ganze Anzahl von Aussprüchen. So sagt er 1887:

Der nächste Krieg bedeutet: entweder die Vertilgung Deutschlands von der Oberfläche Europas oder die Vertilgung Frankreichs.

Unsre Nachbarn swingen uns, zusammensubalten; sie sind immer unruhig und droben mit Krieg.

Ich kann mich der Überzeugung nicht erwehren, daß der Friede durch Rußland, und zwar nur durch Rußland, in der Zukunft, vielleicht auch in naher Zukunft, bedroht ist.

Nicht bloß der Balkanismus und Bulgarien oder Bosnien, sondern auch die serbische, die rumänische, die polnische, die tschechische Frage, ja selbst noch heute die italienische im Trentino, in Triest und an der dalmatinischen Küste, können zu Kristallisationspunkten für nicht bloß österreichische, sondern auch europäische Kriege werden.

Bekannt ist, daß der Kanzler nie nach dem Beifall der Menge trachtete. Er durfte mit Recht von sich sagen, daß er seine „Politik gegen die Majorität“ gemacht habe. Er war deshalb auch gegen Kritik ziemlich unempfindlich, wie seine Erklärungen in den Parlamenten beweisen:

Ich stehe hier als Soldat meines angestammten Herrn. Wenn ich dabei zu Schaden komme, ist's gleich. Die Kritik, die nur nörgelt, erreicht mich nicht.

Politik ist eine Kunst, die man nicht erlernen kann; am allermeisten durch unfruchtbare Kritik.

Und zum Schluß sei ein Wort hierher gesagt, das sein Verhältnis zur Presse beleuchtet, der ja der Kanzler manche bittere Betrachtung gewidmet hat:

Das, was in den Zeitungen über mich steht, berührt mich nicht, das ist mir gleichgültig, das ist Staub, den die Bürste abwischt. Ich lege nur Wert auf das Urteil, das einst die Geschichte über mich fällen wird. Mein einziger Ehrgeiz, den ich noch besitze, ist eine gute Grabinschrift.

Es gibt heute wohl kaum noch ein Blatt, wohl kaum einen Deutschen, der über den Genius des Deutschtums ein Wort der Kritik fände. Bismarck und sein Werk gehören der Geschichte an.

M. A. D.

Der Schrei nach Vergeltung.

Das das Völkervertrauensspiel dieser Kriegszeit von Einzeltragödien begleitet wird, in denen für viele Mitlebende überhaupt das allgemeine Leid nur erkennbar wird und sich auflöst, ist uns allen eine alltägliche Erfahrung. Die meisten Schicksalschläge werden mit stiller Würde aufgenommen und getragen; es ist kriegslos, und das gleiche Leid von Tausenden von Volksgenossen bietet wenigstens einigen Trost. Die Opfer fallen für Ehre und Größe des Vaterlandes, für Kaiser und Reich, die erhalten und geschützt werden müssen, wenn das Leben des einzelnen noch einen Sinn haben soll. Um so grimmiger schreien wir auf, wenn nicht Eisen und Stahl, sondern die kalte Grausamkeit des Feindes sich an unseren Brüdern vergreift, wenn ehrenvoll gefangene Offiziere und Soldaten unter schimpfliche Beschuldigungen gestellt und von angeblüchten Richtern ins Gefängnis oder Buchthaus geschleppt werden. Bisher sind Fälle dieser Art nur auf französischer Seite bekannt geworden. In England hat man eine Zeitlang mit dem Gedanken gespielt, unsere Unterseebootsmannschaften, soweit sie in Feindeshand fallen sollten, nicht nach Kriegsrecht behandeln zu lassen, aber bis jetzt scheinen die Herrschaften sich die Sache doch noch überlegt zu haben. Und in England ist das Los unserer Kriegs- und Zivilgefangenen gewiß nichts weniger als beneidenswert, aber ein Mißbrauch der Justiz in bestimmten Einzelfällen scheint dort doch nicht vorgekommen zu sein. Einzig und allein der französischen Republik ist diese Blüte der Kultur vorbehalten geblieben.

Man weiß, welchen Leidensweg deutsche Ärzte und Krankenschwestern zurücklegen mußten, ehe sie aus den Fängen der französischen Justiz herausgegeben wurden, die sie schon wegen angeblicher Bländerung und Nichterfüllung ihrer Samariterpflichten französischen Verwundeten gegenüber zu langjährigen Freiheitsstrafen verurteilt hatten. In diesem Falle fanden die höheren Richter den Rückweg zu Vernunft und Gerechtigkeit, wenn auch nicht ohne kräftige Nachhilfe von außen her. Der Fall der beiden deutschen Offiziere v. Schierstaedt und Graf Strachwitz dagegen, der jetzt wieder die Öffentlichkeit aufregt, liegt so verzwweifelt, daß auf eine freiwillige Umkehr der französischen Militärjustiz wohl nicht mehr gerechnet werden darf. Man erinnert sich, daß diese beiden Leutnants in den Septembertagen bei einem Patrouillenritt in der Marnegegend hinter die französische Front gerieten, sich dort etwa 20 Tage lang mit ihren Leuten den feindlichen Nachstellungen zu entziehen vermochten, aber schließlich erschöpft und abgerissen bis zum äußersten, sich dem nächsten Vorkosten, ergeben mußten. Die ritterlichen Franzosen legten ihnen die Benutzung eines Wagens als Beschädigung feindlichen Eigentums aus und verurteilten sie zu langjährigen Freiheitsstrafen. Von Herrn v. Schierstaedt hat man kürzlich gehört, daß er mit wirklichen Schmerzensschreien zusammengeklammert im Bagno zu Cayenne liegt, vom Grafen Strachwitz lesen wir heute in einem Briefe vom 21. Februar, daß er im Buchthaus von Rom (Departement Bay-de-Dome) in der schmählichsten Weise behandelt wird. Auch seine Reiter sind dort untergebracht, in deren Gesichtern der junge Offizier immer die stumme Bitte zu lesen glaubt, er möge ihnen helfen, da sie doch nur getan hätten, was er ihnen befohlen hätte. „Daß wir nichts getan haben, wofür man uns auch nur den leisesten Vorwurf machen kann: davon sind glücklicherweise auch hohe französische Offiziere überzeugt, die uns zu unserer Leistung beglückwünschten und sagten, daß wir uns freuen könnten, solche Soldaten zu sein.“ Man stellt sich vor sich selbst bei solch einem Leben, schreibt Graf Strachwitz, und er beruhigt sich bei dem Gedanken, daß es ja nicht mehr schlimmer werden kann für ihn und seine Begleiter. Daß seinen Kameraden v. Schierstaedt ein noch schlimmeres Loos getroffen hat, scheint er also nicht zu wissen.

In Deutschland wird man sich indessen bei diesem traurigen Gedanken nicht beruhigen. Wie tief die Erregung über diese Vorkommnisse geht, hat schon die Tatsache gezeigt, daß kürzlich eine Körperschaft, welche sich sonst durchaus nicht mit Fragen allgemeiner Natur zu befassen hat, der Teutower Kreisstag, seiner Entrüstung über das schimpfliche Schicksal der beiden deutschen Offiziere Ausdruck gab und von der deutschen Regierung sofortige Vergeltungsmassregeln forderte. Auch sonst herrscht in der Öffentlichkeit nur eine Stimme der Empörung über die barbarischen Brutaltaten, die man sich in Frankreich gegen unsere Landsleute glaubt herausnehmen zu dürfen, und man dürstet förmlich nach einer deutschen Antwort. Es wäre aber falsch, aus dem Schweigen unserer obersten Heeresleitung den Schluß ziehen zu wollen, daß sie für diese Dinge keine Zeit oder kein Interesse übrig habe. Wir dürfen annehmen, daß man dort eine Antwort vorbereitet, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen wird.

Der Schrei nach Vergeltung wird erhört werden, und wir können erwarten, daß die Herren Franzosen sich dann sehr bald eines Besseren besinnen werden.

Ein Neutraler über die Memeler Greuel.

Das Sven Hedin von russischen Schandthaten sah. Die Russen haben in Memel nicht nur unmensächlich, sondern geradezu viehisch gehandelt. Eine furchtbare Anlage gegen sie erhebt der bekannte schwedische Weltreisende Sven Hedin, der aus Königsberg an das Stockholmer „Aftonbladet“ dröhrt:

Ich kam in Memel am Tage nach dem Abzuge der Russen an. Die Leichen friedlicher Bürger lagen noch auf der Stelle, wo sie abgeschlachtet waren. Ich hatte mit einem Duzend schwerverwundeter Zivilisten gesprochen. Unter diesen befand sich ein Junge, der einen Schlag mit einem Gewehrkolben gegen die Stirn erhalten hatte, ferner der Bürgermeister mit zahlreichen Bajonettschlägen. Der Vater eines bis zum Tod vergewaltigten jungen Mädchens sprach zu mir von den Leiden, die seine Tochter auszuhalten hatte. Die Mutter beging Selbstmord mit Arsenik, der Vater selbst öffnete in der Verzweiflung seine Pulsader, wurde aber durch

das Eingreifen des Arztes gerettet. Ein 82-jähriger Lehrer wurde von den Russen ohne jede Veranlassung erschossen. Viele ähnliche Fälle werden aus Stadt und Kreis Memel berichtet. Wir Schweden kennen ja allzu gut die unabehrbaren Gewalttaten gegen Finnland, aber diese brutale Art der Kriegführung bleibt allen zivilisierten Europäern unfaßlich. Nicht ein einziger Zivilist in Memel oder Umgegend hatte am Kampf teilgenommen.

Ähnlich beschreibt der Berichtstatter der Königsberger Hartungischen Zeitung den furchtbaren Anblick, der sich ihm in Memel bot: Mit Tagesgrauen sind wir nach der Besetzung Memels auf den Weinen. Ich gehe nach der Vibauer Straße. Das erste, was mir in die Augen fällt, sind tote Russen. Zahlreich liegen sie da, die meisten durch den Kopf oder die Brust geschossen. An einer Stelle liegt neben dem erschossenen Pferde ein russischer Feldwebel. An einer andern Stelle liegt ein Zivilist, unser Kohlenhändler. Die linke Wange und Halsseite sind ihm gänzlich durchschnitten. Er setzte sich den Russen zur Wehr, als seine Tochter vergewaltigt werden sollte. Da meichelten sie ihm. In einer andern Stelle liegt ein Mütterchen, bleich, starr, auf der Brust erschossen. Einen Mann im Arbeitsittel finde ich in der Magazinstraße, halb verblutet, erschossen. Alles überbietend ist der Anblick vor dem Steintor. Etwa 15 Zivilisten, Männer, Frauen und Kinder, liegen dort. Tot, ermordet! So handeln nicht Soldaten. Das sind Mörder und Mörderbanden. Es sind die Freunde und Brüder der sich ihrer Zivilisation und Religiosität rühmenden Engländer!

Der U-Boot-Krieg.

Weitere englische Schiffsverluste.

Der Dampfer „Falaba“ ist auf der Höhe von Milford torpediert und zum Sinken gebracht worden. Es befanden sich 260 Personen an Bord, von denen 137 gerettet sind.

Reuter meldet dazu folgende Einzelheiten: Am Sonntag mittag tauchte plötzlich ein Unterseeboot dicht vor der „Falaba“ auf und befahl dem Dampfer, beizudrehen. Ehe der Dampfer jedoch stillstand, fuhr ein Torpedo in den Maschinenraum. Schlemmigt wurden die Boote ins Wasser gelassen. Drei liefen voll Wasser und die Insassen fielen ins Wasser. Die „Ellen Mary“ rettete 137 Personen aus dem Wasser und aus anderen Booten. Der Kapitän der „Falaba“ wurde tot aus dem Wasser gezogen. Der Erste Offizier ist gerettet, nachdem er 2 1/2 Stunden im Wasser war. Ein Armeeeoffizier und ein Sergeant ertranken. — Die „Falaba“ war nach Westafrika unterwegs. Sie war 1906 gebaut, 4806 Tonnen groß und gehörte der Elder-Vinie in Liverpool. An Bord befanden sich 260 Personen.

London, 30. März.

Wie die Zeitungen mitteilen, wurde am Sonnabend abend auch der Dampfer „Aquila“ aus Liverpool auf der Höhe der Rüste von Vembroffire von einem deutschen Unterseeboot zum Sinken gebracht. 20 Mann von der Besatzung wurden in Fishguard gelandet.

Die englische Admiralität gibt bekannt, daß in der Woche vom 17. bis 24. März drei britische Schiffe von zusammen 11 650 Tonnen Gehalt von Unterseebooten versenkt wurden. Ein viertes Schiff sei torpediert worden, habe jedoch den Hafen erreicht.

Der Untergang des Dampfers „Vosges“.

Nach amtlichen englischen Veröffentlichungen wurde der Dampfer „Vosges“ 80 Meilen südwestlich von Stannus Head am Sonnabend durch das Granatenfeuer desselben Unterseeboots zum Sinken gebracht, das am Sonntag die Dampfer „Aquila“, „Dunedin“ und „Falaba“ auf der Höhe von Landsend verfolgte und auch bei Cap Clear gesichtet wurde. Die Verwundeten der „Vosges“ erzählten: Der Kapitän befolgte nicht das Signal des Unterseebootes und mandrierte so, daß er das Unterseeboot hinter sich hatte, so daß es nicht die Torpedos gebrauchen konnte. Nachdem ein blinder Schuß seinen Erfolg hatte, feuerte das Unterseeboot scharf. Der Dampfer fuhr mit Bolddampf, aber das Unterseeboot, das neuen Taps zu sein schien, holte ihn bequem ein. Das Geschütz hatte auf eine Entfernung von 300 Metern eine furchterliche Wirkung. Insgesamt wurden 20 Granaten abgeschossen. Der erste Maschinist wurde getötet. Alle Offiziere bis auf einen wurden verwundet. Der zweite Steuermann wurde schwer verwundet. Alles auf Deck wurde in Trümmer geschlagen. Drei Boote wurden vernichtet. Die „Vosges“ setzte jedoch die Fahrt fort. Das Unterseeboot gab nach zwei Stunden die Verfolgung auf. Ein Schuß schlug ein Loch in der Höhe der Wasserlinie. Das Wasser strömte nach innen. Die Passagiere halfen bei den Pumparbeiten. Die „Vosges“ verlor das Unterseeboot zu rammen, aber ohne Erfolg. Inzwischen wurden Feuerpeilsignale gegeben, um Hilfe herbeizurufen. Der letzte Schuß des Unterseebootes nahm die Flagge fort. Nachdem das Unterseeboot verschwunden war, setzte der Dampfer die Reise unter fortwährendem Pumpen fort. Er traf nach einer Stunde ein Patrouillenschiff, das ihn ins Schlepptau nahm. Das Schiff konnte sich aber nicht länger halten. Die Insassen besteuerten darauf die Boote und begaben sich an Bord des Patrouillenschiffes.

Die neuen Pläne gegen die Dardanellen.

Die Verbündeten rüsten sich angeblich mit Macht zu einem neuen Vorgehen gegen die Dardanellen. Einer römischen Meldung zufolge wurde auf der Insel Tenedos ein Bunklager eingerichtet, um einen Teil der Landungstruppen von der Mudros-Bai aufzunehmen. Dies bedeute aber keine Änderung des Planes einer Landung auf der Halbinsel Gallipoli. Auch eine Fliegerstation wird auf Tenedos eingerichtet werden. Der griechischen Regierung wurde „größte Rücksichtnahme“ zugesichert.

Nach dem letzten Kriegsrat der feindlichen Befehlshaber, der angeblich hochwichtige Beschlüsse gefaßt haben soll, wurde eine nahe bevorstehende entscheidende Aktion angekündigt. Man erwartet eine große Feldschlacht. Der französische Admiral ordnete an, daß alle Tagesbefehle in sämtlichen Batterien angeschlagen bleiben, bis Konstantinopel fällt.

Nach weiteren Meldungen über die Dardanellen-Aktion beschossen nachts drei Panzerschiffe und vier Torpedojäger das Fort Kild-Bahr (an der englischen Stelle der Dardanellen) aus größerer Entfernung. Am Morgen darauf wurde die Halbinsel Gallipoli vom Saros-Golf

aus zwei Stunden lang durch vier französische Schiffe beschossen, während englische Schiffe von der Meerenge aus das Fort Dardanos bombardierten, das nicht antwortete. Nachmittags beschloß auch die „Queen Elizabeth“ vom Golf aus indirekt die Dardanellenfors. Ein türkischer Flieger kreiste über der Halbinsel und im Dardanellen-Eingang. Bei Dunkelwerden verließen alle Schiffe die Meerenge.

Eine türkische Dardanellenarmee.

Konstantinopel, 30. März.

Durch Kaiserliches Trabe ist angeordnet worden, daß die an den Dardanellen und in ihrer Umgebung zusammengezogenen ottomanischen Streitkräfte fortan eine Armee und zwar die fünfte zu bilden haben, deren Oberbefehl dem Marschall Liman v. Sanders, dem früheren Oberbefehlshaber der ersten Armee, anvertraut worden ist.

Laut einer Meldung aus Malta gingen vier englische Panzer nach der Burlabai (gegenüber Chios) ab, um Smirna zu beschließen.

Ein arabischer Verräter am Islam.

Aus Palästina kommen interessante Nachrichten über eine Schlacht zwischen den Fürsten des inneren Arabien Ibn Reschid und Ibn Saoud. Ibn Saouds Heer erlitt eine vernichtende Niederlage. Alle Fahnen gingen verloren, 2000 Mann wurden getötet oder verwundet. Daß der Fürst an der Sache des Islams Verrat begangen und sich in Englands Dienst gestellt, beweisen die unter den Gefallenen befindlichen englischen Offiziere in ihrer englischen Uniform. Bei einem fand man eine Visitenkarte Captain Skafepear, Indian Army. Auch hatte Ibn Saoud eine Kanone, die er nur von den Engländern bekommen hatte.

Die heiße Karpathenschlacht.

Die Kämpfe in den Karpathen dauern mit großer Heftigkeit an. Ein russischer Angriff auf die Höhen westlich Banjavoelgy wurde nach mehrstündigem Kampfe unter großen Verlusten für den Feind zurückgeschlagen. Nördlich des Ujlofer Bases scheiterten Nachtangriffe der Russen. Aus dem 1. und 2. Kriegspressequartier wird berichtet:

Besonders heftig gestalten sich noch immer die Kämpfe in der Gegend des Ujlofer Bases und auf der Front westlich davon bis zur Baligroder Straße. Bisher konnten die Russen trotz ihrer kolossalen Angriffe nicht an einem einzigen Punkte ihre Absicht, neuerdings nach Ungarn vorzustoßen, verwirklichen.

Die Reihenfolge der einzelnen Karpathenkämpfe von Westen nach Osten ist folgende: Der Duilapah liegt am weitesten nach Westen, ziemlich in der Mitte der galizisch-ungarischen Grenze; das Ondavatal in seiner südlichen Verlängerung; dann folgen das Latorczatal, der Ujlofer Bah, die Straße Eisna-Baligrod, der Ujlofer Bah, das Dportal und der Wajstower Bah. Der Ujlofer Bah liegt südlich von Brzemul, der Wajstower Bah südlich von Lemberg. — Alle Karpathenkämpfe, mit Ausnahme des oben Kinnens in der Ujlofer Gegend, wo die Russen noch immer die selben Stellungen wie im Januar inne haben, spielen sich mit ganz geringfügigen Abweichungen der Front von der Grenze, auf galizischem Boden ab. In der Bukowina fanden wieder einzelne erfolgreiche Gefechte statt, während in Ostgalizien und an der ganzen übrigen Front Ruhe herrschte.

Kleine Kriegspost.

Rotterdam, 30. März. Der holländische Dampfer „Amstel“ lief bei Flamborough auf eine Mine und sank. Die Besatzung wurde gerettet.

Petersburg, 30. März. Eine Anzahl von früheren Angestellten des Polizeidepartements, die in die russische Gendarmenarmee übernommen worden waren, sind unter dem Verdachte der Spionage verhaftet worden.

Paris, 30. März. Eine deutsche Taube überflog neuerdings Calais in 2000 Meter Höhe und warf Bomben auf die Stadt ab, die in den Straßen plakten. Da infolge der frühen Morgenstunde die Straßen menschenleer waren, wurde nur Sachschaden angerichtet.

Neapel, 30. März. Vier trafen die französischen Dreadnoughts „Bretagne“ und „Provence“ ein, welche den „Gaulois“ und den „Bouvet“ bei den Dardanellen erleben können.

Konstantinopel, 30. März. Das türkische Hauptquartier meldet: Eines unserer Wasserflugzeuge warf Bomben auf ein englisches Kriegsschiff, das außerhalb der Dardanellen kreuzte.

Katmita, 30. März. Das Reuterische Bureau meldet: Während der letzten Tage ist eine starke Abteilung von Grenzmarodeuren an der Miraj-Schabgrenze mit schweren Verlusten zurückgeschlagen worden. Die Briten hatten zwei Verwundete.

Nah und fern.

o Privat-Paket- und Frachtgutverkehr nach und von dem östlichen Kriegsschauplatz. Vom 29. März ab wird der Privat-Paket- und Frachtgutverkehr auch mit den im Osten befindlichen Truppen — mit Ausnahme der in Galizien und in den Karpathen verwendeten — nach Maßgabe der seit dem 22. Februar gültigen Vorschriften zugelassen. Hierbei ist Voraussetzung, daß wegen der schwierigen Beförderungsverhältnisse auf den in Frage kommenden Eisenbahnen nur unbedingt notwendige Gegenstände zum Versand gelangen und jedes Übermaß vermieden wird. Andernfalls müßte diese Vergünstigung zur Verhütung von Störungen, die beim Weihnachtsverkehr lebhaft beklagt wurden, wieder aufgehoben werden. Die Mitteilung des Zeitpunktes, zu dem eine Annahme von Paketen usw. auch für die Truppen in Galizien und in den Karpathen zulässig ist, erfolgt später. Pakete, die schon jetzt zur Aufgabe dorthin gelangen, müssen in Ermangelung einer Beförderungsöglichkeit den Abendern zurückgeschickt werden. Zur Vermeidung unnötiger Kosten wird dringend empfohlen, etwaige Zweifel hinsichtlich der Pakete usw. Sendungen an Heeresangehörige bei den Militär-Paketdepots zur Sprache zu bringen. Die für solche Anfragen bei den Postanstalten vorrätigen grünen Karten werden kostenlos befordert.

o Fünfzehn Söhne im Felde. In dem zum Bazarett eingerichteten Strandlokal in Kolberg i. B. befindet sich gegenwärtig ein verwundeter Krieger, dessen vierzehn Brüder im Felde stehen. Ein Bruder ist Unteroffizier und hat sich schon das Eisener Kreuz zweiter und erster Klasse erworben. Sechs Brüder sind Kriegsfreiwillige. Der Vater dieser fünfzehn Söhne betreibt in einer westpreussischen Stadt die Klempnerei und hat noch drei Töchter, zusammen also achtzehn Kinder. Beim Ausbruch des Krieges hat der Vater 600 Mark vom Kaiser als Geschenk erhalten.



Otto v. Bismarcks Leben.

Kindheit und Jugend.

Als am 1. April 1815 Luise Mendon ihrem Gatten Ferdinand von Bismarck das vierte Kind in der Reihe von sechs Geschwistern schenkte und es auf die Namen Otto Eduard Leopold laufen ließ, hätte diesem Kinde niemand die Kampfnatur angedenkt. Zwar wird uns mancher Zug jugendhaften Übermutes des kleinen Otto berichtet; aber im großen ganzen war es ein zartes und gefühlsvolles Kind, das sich in der rauhen Erziehung bei „Vater Blamann“, die spartanischen Idealen angenähert war, und noch im Grauen Kloster, dem allberühmten Berliner Gymnasium, oft recht unglücklich fühlte und für das die Ferien mit dem Aufenthalt in der Heimat Schönhausen und bei den Eltern nicht nur der schönste Teil des Lebens, sondern das eigentliche Leben selbst waren. Als das Kind heranwuchs, als aus dem Knaben der Jüngling und dann der Mann geworden war, da trat dieser weiche Zug hinter einem kraftvollen Wesen zurück; so sehr zurück, daß er den meisten verstaubt blieb. Er war aber da, und wir werden gut tun, ihn nie aus dem Auge zu verlieren. Die großen Irrtümer in der Beurteilung Bismarcks haben sich daraus ergeben, daß man diesen weichen Zug an der martialischen Kampfergestalt überließ.

„Geschwungen hab' ich meinen Speer, stand meinen Mann auf der Menur“: den zart empfindenden Knaben treffen wir als flotten Korpsstudenten auf der Universität Göttingen wieder. Ein glänzender Fechter — der noch als reifer Mann mit lächelndem Stolz zu erzählen pflegte, daß er nur zweimal „abgeführt“ wurde; „aber das zweite Mal splitterte die Klinge des Gegenpaukanten und die abgedrochene Spitze traf mich; das galt nicht“ — ein traufliebes Kumpfen hinter den Krügen, ein zu jedem lärmenden Studienausflug aufgelegter Genosse (der einmal bei einem Besuche der Universität Jena von Rektor und Senat feierlich des Nulensiges verwiesen wurde), dabei trotz seiner Abneigung gegen das dem Jünglinge aus „Müde und Mangel an Erziehung“ zusammengefehlte schreitende damalige Burschenschaftstum, ein hoffnungsvoller Schwärmer für Deutschlands Einheit, der mit einem amerikanischen Antivertikatsfreunde wetteile, in swarzig Jahren werde die Einheit des Vaterlandes hergestellt sein — so war Bismarck mehr das Ideal eines flotten Burschen als eines strebenden Besessenen der Rechtslehre. Aber seine Zeit verlor er doch nicht. Rechtsseitig ward er der Bandfester und des Sachsen-Spiegels, der peinlichen Halsordnung Karls V. und des Allgemeinen Landrechts für die preussischen Staaten Herr und bestand 1835, gerade erst zwanzig Jahre alt, also ungewöhnlich früh, das erste Justizexamen, worauf er als Auskultator (Referendar) am Berliner Kriminal- und dann Stadtgericht tätig war. Nicht lange. Von klein auf und bis in sein höchstes Alter hinein besaß Bismarck eine ebenso kräftige wie häufig ungerechte Verachtung gegen den „grünen Tisch“. Wollte man sich nach der Fülle seiner unmutigen Auserungen ein Bild vom preussischen Richter- und Beamtentum machen, so würde man zu dem falschen Ergebnis kommen, daß es nie etwas Verzwickteres, Lebensfremderes, Unaussehlicheres gegeben hat als — diese beiden wichtigen und kräftigen Pfeiler von Preußens und Deutschlands Größe. Mancherlei baute an dieser Mißachtung: die Abneigung des Genius gegen das Schema, die Erbitterung des Empfindenden gegen die trockene Altkennweisheit, der Ärger des Landjunkers über den als minderwertig angesehenen und doch übermächtigen Schreiber in der Stadt. Kurzum: Otto v. Bismarck am grünen Tische, das war so etwas Ähnliches wie der Pegasus im Hoch. So war seine erste amtliche Laufbahn ebenso kurz wie wechselreich; kein Jahr hielt er es am Berliner Stadtgericht aus; er ging zur Verwaltung über, wurde nach Nachen, dann als Verwaltungsdirektor, nach Potsdam versetzt.

Er wollte in die Diplomatie — ein Wunsch seiner Mutter, die als die kluge Tochter ihres als Kabinettsrat im Mittelpunkt der preussischen Regierung stehenden Vaters die Verhältnisse viel näher kannte und weit besser überblickte als ihr Gatte. „Wenn das deine Mutter noch erlebt hätte!“ so hat ein alter Freund der Familie den Staatsmann nach seinen ersten großen Erfolgen angesprochen

Zum 1. April 1915

Schwertfiedemeißer, wie keiner war,
Der Schwalm zieht Atem, die Blut ist gar:
Schlag' zu, mächtiger du!
Ein Schwert muß werden, wie feins auf Erden,
Das brauchen wir von dir!
Schlag' ersten Schwertspruch ins Weisglutetz:
„Verhundertfach das deutsche Herz!“

Schwertfiedemeißer, der Weltsturm brannt,
Die Schmiede schüttert, die Erde jaunt!
Schlag' zu, herrlicher du!
Ein Schwert in die Hände zum großen Ende,
Das brauchen wir von dir!
Schlag' zweiten Schwertspruch ins Eisen hinein:
„Wo Deutsche sind, muß Deutschland sein!“

Schwertfiedemeißer, das Leben ward Tod!
Sonnenjäger, sunke dein Lichtgebod!
Schlag' zu, krählender du!
Ein Schwert im Dunkeln, Vorwacht zu sunkeln,
Das brauchen wir von dir!
Schlag' dritten Schwertspruch wie Donner Schlag:
„Mit Gott in den neuen deutschen Tag!“

Gustav Schäfer.

Sie erlebte es nicht mehr. Als sie 1839 in die Welt kam, war sie die Tochter eines Landwirts und dem Anschein nach ein Kind aus dem Staatsdienste ausgeschieden. Nichts davon an den der junge Bismarck empfohlen war, besaß sie kein Kuratortum auch gegenüber diesem Anwärter auf die diplomatische Karriere; er war kühl bis ans Herz hinan. Bismarck wurde auf den Dienst in der Zollvereinsbeamtenschaft als geeignete Vorbereitung zur diplomatischen Karriere verwiesen. Die „Rechtsteuerprozesse und die Vertragspflicht zum Bau des Damms in Röhls bei Wusterhausen“ vermochten ihn nicht zu fesseln. Als er 1838 bei den Gardejägern sein Jahr abzudienen begann, reifte der Entschluß, sich der Verwaltung der vernachlässigten und erheblich verschuldeten väterlichen Güter in Pommern zu widmen. Er ließ sich zu den 2. Jägern nach Greifswald versetzen, um sich dort gleichzeitig auf der landwirtschaftlichen Hochschule zu Eldena theoretisch zu jener Aufgabe vorzubilden. Er schied aus dem Staatsdienst und ging aufs Land. Als Landwirt oder, wenn es so kommen könnte, als Offizier im Felde wollte er sterben. „Soweit mir auf dem Lande Ehrgeiz verblieb, war es der des Landwirts.“ Und so schien Bismarcks Leben endgültig in seine Bahnen gebracht; in bescheidenen und stillen Bahnen, wie sie dem Temperament des Vaters durchaus, dem der Mutter gar nicht entsprachen.

Der „tolle Bismarck“.

Otto v. Bismarck lebte Ende der vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts als Landwirt; seinen Ruf in Pommern schaffte ihm aber nicht eine musterhafte Verwaltung seiner Güter, sondern sein wild daherfahrendes Leben. Der „tolle Bismarck“ hieß es landauf, landab, und man wußte Erstaunliches von seinen Vergehen gegen die gewohnte Lebensführung zu erzählen. Viel Falsches wurde vom Ratsch dem doch im Grunde recht wenigen Wahren hinzugebläht. Vor allem aber wurden all die eifrig erzählten Bismarcken dem Grunde nicht gerecht, aus dem sich Bismarcks „Tollheiten“ erklärten; er war in dieser Zeit

ein wenig glücklicher Mensch. Dieser forsche Landjunker, der lähne Jäger und unverwundliche Becher — er las sich tief hinein in die Weltanschauungen Byron's, auch Heines; er spielte sehr ernsthaft mit dem Gedanken, seine „Lezten tausend Taler“ zu nehmen und in den Wäldern Litauens sein Leben als einsiedelnder Jägersmann zu beschließen. Die Unrast jagte ihn, die den Genius befallt, der seinen Platz hat, da er sich auswirken könnte; und seinem Gemüt hatte das lärmend-trohe Leben des berben Junkers nichts zu geben. Vielerlei garte in ihm durcheinander. Eine Wendung zum Besseren wurde angebahnt, als er um die fromme Tochter einer frommen Familie, Johanna von Buitkammer, freite und sich in ihr 1847 eine Lebensgefährtin errang, die so recht eigentlich für ihn geschaffen erschien. Sie verstand ihren geliebten Otto durch die Kraft ihres Frauenherzens. Sie gab ihm das Heim, das er so schmerzlich entbehrete, wenn ihn seine kurze Diplomatenkarriere allein voran nach Petersburg und Paris warf oder wenn es 1866 und 1870 im Sattel durch Feindesland ging. Sie betreute ihn mit mütterlicher sorgender Liebe, räumte ihm all die tausend Kleinigkeiten des Lebens aus dem Wege, die in ihrer Wichtigkeit soviel Zeit und Aufmerksamkeit beanspruchten, sie erzog ihm die Kinder, für die sich der von tausend Geschäften überbürdete Staatsmann meist nur Viertelstunden abknapsen konnte — sie war ihm, was nur immer als Gattin und Mutter die Frau dem Manne sein kann. Und wenn Bismarck wohl noch bei seiner Eheschließung es für unmöglich gehalten hätte, daß ihm irgendein Mensch mehr werden könnte als seine Schwester Malwine, seine „geliebte Walle“, so merkte er am Abend seines Lebens mit erschütternder Deutlichkeit, was ihm seine Johanna gewesen war, als sie ihm 1894 in die andere Welt voranging; der Greis vor dem Tode seiner Gattin scheint um Jahrzehnte jünger als der Greis nach ihrem Tode.

Die Ehe allein aber wie auch die Übernahme des Hauptgutes Schönhausen nach dem Tode des Vaters hätten ungewisshaft für sich allein nicht hingereicht, um dem Leben eines Bismarck Inhalt zu geben. Der Staat, mit dem er in der Zwischenzeit nur oberflächlich in Verbindung gekommen war, wenn er als stellvertretender Landrat für seinen Bruder Bernhard auf ein paar Wochen den „Herrlicher eines großen Kreises“ darstellte oder wenn er als Reichgraf die Elbdämme revidierte, begann sich seiner Seele zu bemächtigen, seitdem sich die Sturmzeit von 1848 ankündigte. Schon im Vereinigten Landtage 1847 ging Bismarck entschlossen in die unbedingte Opposition gegen die Beistimmung.

Bei diesem Auseinandergehen zweier politischer Strömungen in Deutschland war der Übertreibungen und des Mißverstehens auf beiden Seiten ein vollgerüstetes Maß; und wenn die Demokraten in Bismarck den roten Reaktionsär zu sehen glaubten, der am liebsten im Bürgerblut walen wollte, so sah Bismarck in Männern wie Vinke und Balbeck nichts anderes als verkappte Königsmörder. Die Berliner Märzrevolution befestigte Bismarck erst recht in seinen Anschauungen; und bald war er, der in seinen Reden mühsam mit dem Worte ringen mußte, aber dann stets den rechten, oft überraschenden und fast ebenso oft den Gegner aufs empfindlichste verlegenden Ausbruch fand, unter all den glänzenden Kammerrednern jener Tage einer der bekanntesten. Aber sein Ruhm war nicht sein; selbst König Friedrich Wilhelm IV., der ihm während der Revolution Unendliches zu danken hatte, setzte zu dem Namen Bismarck in einer ihm vorgeschlagenen Ministerliste die Bemerkung: „nur zu gebrauchen, wenn das Bajonett schon los ist“; und der 1. malige Prinz von Preußen, der spätere König und Kaiser Wilhelm, vermied trotz seiner großen Dankbarkeit für Bismarcks Wirken in der Revolutionszeit bald fast ängstlich jede öffentliche Verührung mit dem Manne, dessen Staatskunst ihm einst die deutsche Kaiserkrone zuwenden sollte, um nicht der Gefinnungsgemeinschaft mit diesem „Don Quijote des Romantismus“ verdächtigt zu werden. Mit zornigem Humor und mit der Freude einer Kampfnatur am Kampfe hat Bismarck diesen Ruf getragen; beirrt hat er ihn nie; weder jetzt, als er bei der Gründung der Kreuz-Zeitung und der Schaffung einer großen Partei seine unermüdete Tatkraft entfaltete; noch später in der Konfliktzeit, da er bis auf ein Häuflein, das in einer Droschke Platz hatte, die ganze zweite Kammer Preußens und eine fast einheitlich geschlossene öffentliche Meinung in Deutschland gegen sich hatte.

Wohl aber hätte die Gefahr bekanden, daß sich

Bismarck in seine Anschauungen verdrängt und ein ebenso schlimmer Doktor seiner Farbe geworden wäre, wie er solche entgegengesetzter Färbung in seinen Begreifern bekämpfte. Es war ein Glück für ihn und für Deutschland, daß ihn Friedrich Wilhelm IV. in die Diplomatie berief und 1851 zum Bundespräsidenten ernannte. In der kleinlichen Kleinigkeit an Frankfurt ernannte. In der kleinlichen Kleinigkeit an Frankfurt ernannte. In der kleinlichen Kleinigkeit an Frankfurt ernannte.

1856 bis 1870.

Außerordentlich bedeutsam für die dem Staatsmann unentbehrlichen Personalkenntnisse und die richtige Einschätzung der Kräfte und Strömungen in den Nachbarländern des Ostens und Westens wurden für Bismarck die Stellungen als Botschafter in Petersburg und in Paris, die er 1856 bis 1862 bekleidete. Den damaligen Saren und seinen leitenden Minister Gortschakow sowie in Frankreich Napoleon III. und die Kaiserin Eugenie lernte er persönlich kennen und richtig einschätzen. Da England als Festlandsmacht nicht in Frage kam, überließ ihm durch die Frankfurter Seit bekannt war, so hatte Bismarck eine Schulung gewonnen, wie man sie für einen leitenden preussischen Staatsmann nicht besser ausfinden konnte. Und zu diesem Posten wurde Bismarck jetzt, im September 1862, vom König Wilhelm berufen.

Nicht dem gewiegten Kenner der hohen Politik und dem genialen Staatsmann galt der Ruf des Königs; eine 1861 überreichte Denkschrift Bismarcks über die deutsche Frage war eindrucklos verblieben; der Ruf galt dem starken Manne, der sich durch seine noch so entschlossene öffentliche Meinung beizugehen ließ; denn der König war ganz wider sein Willen und Wollen, schon als Prinzregent in einen Gegenstand zu der Mehrheit des Abgeordnetenhauses geraten, der sich seit seiner Thronbesteigung weiter verstärkt hatte. Der Konflikt spitzte sich zu um die Heeresreform, die der König ihr verweigerte. Eine Auflösung der Kammer hatte nur eine verächtliche, der Heeresverpflichtung abgeneigte Mehrheit gebracht, und der König trug sich mit dem Plane, abzudanken, weil er keinen Minister mehr fand, der seine Politik vor dem Lande vertreten wollte, als der Kriegsminister v. Roon sein Augenmerk auf Bismarck lenkte. Und in der Tat war Bismarck ganz der Mann der Stunde. Er besaß die Energie des Wollens, die der Widerstand nur wachsen läßt; seinem scharfen Blick war längst die Einsicht aufgegangen, daß nur ein militärisch starkes Preußen die Aufgaben der Zukunft lösen könnte; und so setzte er sich mit voller Entschiedenheit für die Heeresreform ein. Im Abgeordnetenhaus erlitt Bismarck, wie selbstverständlich, Niederlage um Niederlage. Da ihm aber das Herrenhaus die Budgets mit den geforderten Heereskrediten bewilligte, so hatte er die Möglichkeit, die Heeresreform in die Tat umzusetzen, und so konnte er das Gefühl nationaler Würdigung gegenüber der Mehrheit des Abgeordnetenhauses in Ruhe entwickeln. Ja, die scheinbare Schwäche Preußens, die in dem immer heftigeren Konflikt zwischen Krone und Volksmehrheit zutage zu treten schien, wurde von ihm mit großem Geschick zur Lösung seiner diplomatischen Aufgaben benutzt.

Einem innerlich so stritten scheinenden Staate wie Preußen wollte niemand eine andere als eine bescheidene Rolle in der hohen Politik zuweisen. So wurde Bismarck wenig beachtet, als er die mit dem Tode des Königs von Dänemark erneut dringend gewordenen, schon 1848 angeschuittenen, aber nicht gelösten Schleswig-Holsteinischen Frage in der von den Interessen Preußens und Deutschlands (deren Einsicht damals noch kaum jemand abnte) geforderten Weise zum Gegenstand seiner diplomatischen Tätigkeit zu machen begann. Es war sein bestes Diplomatenstück. Lediglich durch die Macht der Ereignisse trat Österreich zu einer aktiven äußeren Politik an die Seite Preußens; ehe sich Deutschlands öffentliche Meinung, die aus dem meeresumflungenen Lande durchaus einen neuen, lebensfähigen Kleinstaat machen wollte, ehe sich die Diplomaten der Großmächte, geschweige denn die in Frankfurt recht über das Vorgehende klagen worden waren, befand sich 1864 Dänemark im Kriege mit Österreich und Preußen; und als nach der Erklärung der Dämpfer Schanzen und dem Übergang nach Altona Dänemark Schleswig-Holstein an die beiden kriegführenden Mächte abgetreten hatte, da konnte kein Zweifel sein, daß völkerrechtlich nur Österreich und Preußen über das oberste Land zu verfügen hatten, daß das berichtigte Londoner Protokoll der Großmächte über das Schicksal des Landes (von 1850) nur mehr den Wert eines historischen Dokumentes hatte.

Aber die Verwendung des eroberten Landes war keine Einigkeit zwischen Wien und Berlin zu erzielen, da Österreichs Interesse auch auf die Schaffung eines Kleinstaaates hinging. Nach der unvermeidlichen Auseinandersetzung besaß Bismarck die unendlich schwere Weisheit, sich auf das Erreichbare zu beschränken. Darum keine Demütigung Österreichs — nur das tatsächlich schon entschiedene Austreten aus dem deutschen Bunde; Annexionen nur nördlich der Mainlinie, ebenso eine staatsrechtliche Zusammenfassung nur der dort übrigbleibenden Mittel- und Kleinstaaten zum Norddeutschen Bunde; scheinbar staatsrechtliches Übergehen über den Main hinaus, was den sofortigen Konflikt mit Frankreich gebracht hätte, das sich einmal wieder anmaßte, dem deutschen Volke ihm zu gestattende staatsrechtliche Form vorzuschreiben.

Des Reiches Roland.

Die Früchte der vorangegangenen Jahre und Entschlüsse mühten in einem Kriege mit Frankreich verteidigt werden, das wußte Bismarck wohl. Das ebenso anmaßende wie alberne Geschrei nach der Rache für Eadowa (Königsgräß), das über den Rhein drohend nach Deutschland hineinlang, belehrte auch weniger geschulte Kenner der Politik, wohin die Rache ging. Aber es galt erst, die neuen Provinzen mit Preußen zu verschmelzen, den Norddeutschen Bund zu einem lebenden Staatswesen auszubauen, das moralische Eroberungen in Süddeutschland machte; galt nicht zuletzt, in den nicht-preussischen Staaten des neuen Bundes und in den durch Schuy- und Truppsündnisse an ihn geketteten süddeutschen Staaten an die Stelle der bisherigen, militärischen Einrichtungen zu setzen, die die volle Kraft des deutschen Volkes zur Verteidigung des Vaterlandes frei machten. Darum wußte Bismarck, einzuweilen behutlich jedem Konflikt mit Frankreich auszuweichen, als in der Luxemburger Frage Frankreichs Annäherung den besten Born in ganz Deutschland entdeckte, wußte er noch einmal ein Kompromiß zu finden, das für Deutschland annehmbar war und dessen Ablehnung Frankreich nur zu offen ins Unrecht gesetzt hätte. Und erst als die französische Regierung aus Anlaß der spanischen Thronfolgefrage nach dem freiwilligen Verzicht des Prinzen Leopold von Hohenzollern auf die ihm angebotene Krone sich zu der bis dahin beispiellosen Dreifachigkeit verließ, von König Wilhelm zu fordern, daß er sich schriftlich verpflichtete, niemals einem Prinzen des Hohenzollernschen Geschlechtes die Erlaubnis zur Annahme der spanischen Krone zu erteilen, war der Krieg unvermeidlich. Von diesem Kriege im unauflöslichen Siegeslauf von Weißenburg und Wörth über Sedan bis Paris und nach Paris hinein führte, der dem deutschen Vaterlande die einst schände entrisenen Teile von Elsaß und Lothringen zurückbrachte, nach jahrhunderte langer Zerissenheit die Einheit und als deren weithin leuchtendes Symbol die Kaiserkrone gab, von diesem Kriege braucht nicht weiter gesprochen zu werden — das lebt gegenwärtig zu lebhaft in unser aller Herzen.

Was aber Bismarck nach der Reichsgründung dem Vaterlande noch Unendliches geleistet hat, davon sei heute nicht gesprochen. Nicht, daß es der Erwähnung wert wäre. Wohl aber empfinden wir die Geschichte des Deutschen Reiches noch so sehr als Gegenwart, als daß sich eine Würdigung seiner späteren Taten versuchen ließe. Gleiten wir deshalb schnell über die zweite Hälfte seines Wirkens, seines Lebens hinweg. Sie brachte ihm im bunten Wechsel staatsmännische Erfolge und Mißerfolge in der inneren, nur Erfolge in der äußeren Politik. Doch das erhebenste Bild ist uns nicht, wie er im Reichstage domierte und wie er von Jahr zu Jahr mehr, unberührt von allem Streit mit den politischen Parteien hineinwuchs in die Herzen des deutschen Volkes. Lernen können wir von seiner politischen Weisheit (die sich nicht sowohl in den einzelnen Maßnahmen offenbart, die er traf, als vielmehr in den Erwägungen, die ihn bei der Wahl seiner Maßnahmen leitete) noch unendlich viel. Aber lieben können wir ihn nicht mehr als wir das heute reifere Roland, die Hand fest am Schwertknäuel, hinüber schaut auf den Hamburger Hafen, er ist uns zu verehrt und geliebt, Verdorren dessen geworden, was uns hoch und hehr ist an unserm Vaterlande. Das Schicksal will es, daß wir uns gerade zu seinem hundertsten Geburtstag mitten in einer Probe darauf befinden, ob wir seiner wert sind. Und bei Gott, wir wissen diese Probe zu bestehen!

Bismarck als Redner.

Von Professor Dr. Eduard Engel, Berlin.

Mehr als 25 Jahre sind verfloßen, seit Bismarcks letzte Parlamentsrede gehalten wurde. Mit jedem Jahr mindert sich die ohnehin sehr geringe Zahl derer, die ihn einst im Reichstage, nur in dem alten in der Leipzigerstraße, haben sprechen hören. Die Durchforschung der vielen gesammelten Bände der Bismarckschen Reden in der stenographischen Aufzeichnung gibt kein ganz treues Bild dieses gewaltigen Parlamentsredners. Man muß ihn jahraus, jahrein reden gehört, ja reden gesehen haben, wie es mir während eines 18-jährigen Zeitraumts gesahmt war, um zu wissen, was für ein Redner Bismarck war, was er mit allen Mängeln eines Parlamentsredners äußerlich behaftete Staatsmann war. In meiner früheren äußerlich behaftete Staatsmann war. In meiner früheren äußerlich behaftete Staatsmann war. In meiner früheren äußerlich behaftete Staatsmann war.

Bismarck gesehen und regelmäßig gehört zu haben, gerade bei den Veranlassungen, wo das laut gesprochene Wort einen politischen Knoten schürzte oder löste, ist ein inneres Bestreben, um das uns die Nachgeborenen beneiden dürfen. Es ist damit wie mit dem Volk eines echten Bildes von einem der großen alten Meister. Die vorzüglichste Photographie, der gelungenste Vielliebhaber bieten keinen Ersatz demjenigen, der einmal im Besitz des ursprünglichen Werkes gewesen. Solch ein Wort wie: "Nach Kanossa gehen wir nicht!" (gesprochen am 1. Mai 1872) mit eigenen Ohren gehört zu haben, das ist nicht feil um die gesammelten Reden Lasfers. Den Bebel, selbst wenn man seitdem um soviel Jahre älter und um so manche Erfahrung über den Wert des Wortes reicher geworden ist.

Man darf man sagen, ohne in den Geruch zu kommen, ein unächtfacher Selbstanbeter zu sein. Ich weiß o viel facher Beobachtung, daß vielleicht keiner so sehr um dem Danne des lebendigen Wortes Bismarcks gekannt hat wie seine ehrlichen, hartnäckigsten Gegner. Alles in ihnen empörte sich gegen viele seiner Gedanken und Ausdrücke, ihr Herz und Verstand wollten in jeder Minute den Präsidenten um das Wort zu sofortiger Widerlegung bitten — und doch wollten sie um nichts in der Welt gerade jetzt nicht im Saale sitzen. Es ist wohl kaum nötig,

zu bemerken, daß, während Bismarck im Reichstag sprach, Borsaal und Nebenräume wie aus Leeren waren. Bismarck hat sehr oft den Saal verlassen, sobald Eugen Richter seine Erwiderung begann; Richter hat ihm nie Gleiches mit Gleichem vergolten.

War Bismarck ein großer Redner? — Verführt durch die schwabhafte Geläufigkeit des Bald- und Biesenredners anderer parlamentarischen Jahrhunderts, hat man sich daran gewöhnt, einen „großen“ Redner den zu nennen, der eine gewisse Zahl angenehm klingender, möglichst abgebrochener und darum für sehr beweiskräftig gehaltener Redensarten innerhalb einer bestimmten Zeiteinheit mit nie stoßender Geläufigkeit, mit dem Brüllen der Überzeugung und mit weithin schallender Stimme von sich zu geben vermag. In diesem Sinne war Bismarck kein großer Redner. Gleichviel, ob er vorbereitet sprach oder nicht, ja unmöglich vorzubereitende Erwiderungsrede hielt eine, ja unmöglich vorzubereitende Erwiderungsrede hielt eine, ja unmöglich vorzubereitende Erwiderungsrede hielt eine, ja unmöglich vorzubereitende Erwiderungsrede hielt eine.

Bismarcks stolze waren die Folge der Angewohnheit eines Mannes, der außergewöhnlich schnell und sprunghaft denkt und es nicht der Mühe wert hält, alle Bindglieder zwischen dem ersten und dem zweiten Gedanken sorgsam zurechtzulegen. Die Zunge kam nicht mit, wenn jenes mächtige Hirn arbeitete.

Am glücklichsten als Redner war Bismarck, wenn er unvorbereitet sprach. Je besser vorher durchdacht und je reichlicher mit Tatsachen unponziert seine Reden, desto holpriger, desto unklarer der Vortrag. Unvorbereitet konnte er hinreißend, andere und sich selbst. Dann kam auch am ehesten der Verleerer ist über ihn, der die Zunge bewegte und sie Dinge sagen ließ, von denen er wohl manche nachher gern zurückgenommen hätte. Vorbereitet konnte er nicht nur am schnellsten, sondern auch am geistvollsten und markigsten.

Bismarcks Stimme war nicht sehr biegsam und umfaßte keine große Tonleiter; sie klang nicht gerade wie Holz, aber auch nicht wie volltönendes Metall. Weich bewegte sie sich in Tonlagen, die für einen älteren Mann als zu hoch bezeichnet werden müssen. Seine Ausdrucksweise war grundverschieden von der gewöhnlichen Parlamentsrede. Ganz im Einklang mit seiner auf greifbare Ziele gerichteten und mit allen Mitteln der Wirklichkeit arbeitenden Politik wählte Bismarck seinen Worten mit angebotener Vorliebe aus dem Sinnsfälligen. So zehnte andere Redner ein Abstraktum gewährt hätten, so griff er nach dem richtigen Wort, weil er mit seines Geistes Auge etwas Sichtbares schaute. Daher denn auch seine unüberstehliche Neigung zur Bilderprache, zu schlagenden Vergleichnissen, ganz wie bei Goethe. Des trockenen Tones nicht leicht ist, und am liebsten rettet er sich aus der überstauten, spinnwebgrauen Aftensprache in die Menschenred mit Erdsgeruch, vornehmlich in die des Landjüngers, der er trotz Fürstenthrone und Reichskanzlerwürde im tiefsten Wesen stets geblieben war.

Bismarcks Vortrag litt, wie man oft sagte, unter der Undeutlichkeit seiner Stimme. Das traf in Wahrheit nicht zu; er sprach sehr scharf artikulierte, doch sprach er ungleich, bald laut, bald leise. Er vergaß offenbar zu wissen, daß er zu Hunderten und in einem weiten Raum mit schlechter Schallverteilung redete. Oft genug sprach er die allerbesten Sachen wie für sich allein, ganz unbesümmert darum, ob irgendeiner außer dem ihm rechts zunächst sitzenden Minister oder dem links lauschenden Stenographen eine Silbe davon verstanden hat. Diese ja ungleich bemessene Stärke der Stimme war die Verzweiflung der Abgeordneten, der Tribünenbesucher und selbst der scharfsichtigen Stenographen am eigentlichen Stenographentisch. In zahllosen Fällen war ich, unmittelbar neben ihm sitzend, der einzige, der gewisse mehr oder minder wichtige kurze Sätze überhaupt gehört hatte.

Welches Übergewicht dem Redner Bismarck seine Kenntnis von Menschen und Dingen und seine sehr umfangreiche Velefenheit gewährte, das bewies wohl jede Debatte, vielleicht am meisten solche, wo er offenbar im Unrecht oder sonstwie im sachlichen Nachteil war. Die gewöhnliche Art, mit der es aus allen Zeitläuften der Geschichte beweist für seine Ansichten zusammenzutragen, im allgemeinen ganz nebenbei, gewiß oft nur mit dem Schein augenblicklichen Interesses; seine sehr glücklichen Treffen in Bitteren, wobei ihm Latein, Französisch und Englisch geläufig waren wie Deutsch; eine unerschütterliche Geduld gegenwart und Schlagfertigkeit in der Erwiderung, worin ihm nur Eugen Richter gleichkam — mit alledem ausgerüstet, konnte er des Sieges oder doch eines Rückschlages mit vollen Ehren auf dem Kampfplatze des Reichstages stets sicher sein.

Wenn er an dem durch ihn geschichtlich gewordenen vordersten Platze des Bundesrats sitzend, rechts vom Präsesenten, sich erhob und in den Hüften zurecht richte, die Hand mit dem Meerblatte erregt zudehnt, die Flügel des kurzen, trozigen Kales gelüßt, sprühenden Auges, dazu leuchtend Schuy emporgereckt, so wußte auch der Fremdling, der ihn zum ersten Male gesehen und seinen Namen nicht gehört — wenn das denkbar wäre —, daß dieser Mann von Blut des sündenden Wortes zu schleudern vermochte, wir aber, die wir uns Deutschlands Geschichte seit einem Menschenalter überhaupt nicht mehr ohne ihn vorstellen konnten, wir sahen hinter jener häßlichen Männergestalt jochaufgerichtet seinen Erfolg, uns alle und ihn selbst in Schöpfer und den Sohn des Erfolges, mächtig überlegend. Und sprach er, so hörten wir, wenn wir die Augen schließen und den sterblichen Mann nicht haben, etwas von dem starken Flügelschlag der jüngsten Geschichte unseres Vaterlandes.

Politische Rundschau.
Deutsches Reich.

+ Amtlich wird bekanntgegeben: Im Interesse der Landesverteidigung muß jeder Rückgang in der Fertigung der Seeresbedürfnisse, insbesondere der Munition, vermieden werden. Hierzu ist erforderlich, daß auch die in der Heimat arbeitenden Männer hinter ihren im Felde stehenden Brüdern an Opferfreudigkeit nicht zurückbleiben, sondern sich bereit finden, während der bevorstehenden Feiertage den dringend nötigen Seeresbedarf zu fertigen. Daher werden die deutschen Arbeiter dem Wunsche der Seeresverwaltung, die Arbeit während der bevorstehenden Feiertage sowohl in den staatlichen Betrieben als auch in den mit Seereslieferungen betrauten Privatfabriken nur am 1. Osterfeiertag ruhen zu lassen, gern entsprechen. (B.L.B.)

+ Aus Berliner anscheinend gut unterrichteter Quelle wird gemeldet: Wie schon früher angedeutet, stehen einschneidende Verordnungen über die Neuregelung der Verwertung der Kartoffelbestände bevor. Den Gemeinden wird hierbei, ähnlich wie bei der Brotverteilung, eine erhebliche Rolle zufallen, während der freie Handel gewissen Beschränkungen unterworfen werden soll. Auch soll bei eintretender Notwendigkeit das Recht der Beschlagnahme den Behörden zugestimmt werden.

o Der Latendrang eines Fünfzehnjährigen. Eine fähne Fahrt unternahm kürzlich der 15jährige Sohn des Landsturmmannes R. aus Eilan in Sachsen. Angetan mit seiner Pfadfinderuniform und versehen mit einigen Lebensmitteln machte er sich von Bittau aus mit dem Rad auf den Weg nach Kalisch in Rußland, wo sein Vater zurzeit beim Landsturm steht. Nach dreieinhalb-tägiger Fahrt kam er zur größten Überraschung des Vaters glücklich in Kalisch an. Nachquartier bezog er unterwegs das erstmal in Regnitz auf der Polizeiwache, dann bei einem Pfarrer in einem Dorfe unweit Dels und zuletzt in Ostrowo in der Kaserne. Überall fand er gute, aufmerksame und kostenlose Verpflegung. Sein bescheidenes Reisegeld von einer Mark war bis auf vier Pfennig zur Reize gegangen. Die Grenzüberschreitung wurde ihm auf Grund eines Grenzausweises für Österreich mit Rücksicht auf sein Reiseziel gestattet. Nach einem Aufenthalt von anderthalb Wochen, den er zu vielerlei Besichtigungen, auch von Schützengraben benutzte, kehrte der junge „Geld“ mit dem beurlaubten Vater jetzt in die Heimat zurück.

Kriegs-Chronik

Wichtige Tagesereignisse zum Sammeln.

29. März. In den Karpathen halten unsere Verbände alle russischen Angriffe auf und werfen sie blutig zurück. — Mehrere große englische Dampfer werden durch deutsche Unterseeboote versenkt.

30. März. Die Zahl der in Tanroggen vom ostpreussischen Landsturm gefangenen Russen beträgt 1000. Bei Krasnopol hatten die Russen 2000 tote, die Unsern machten bis zum Abend des 29. März 3000 Gefangene, erbeuteten sieben Maschinengewehre, ein Geschütz und eine Anzahl Munitionswagen. Bei Klimki wurden bei einem gescheiterten russischen Angriff über 600 Russen gefangen.

Aus dem Gerichtssaal

§ Bestrafung von Höchstpreisüberschreitern. Anklagen wegen Vergehens gegen die Verordnung des Oberkommandos über die Höchstpreise im Kartoffelhandel kommen jetzt tagtäglich zur Verhandlung vor den Berliner Straf-kammern. Montag wurden in den verschiedenen Säulenhallen des Kriminalgerichtsgebäudes nicht weniger als neun Strafsachen dieser Art verhandelt. Die angeklagten Kartoffel-händler und -händlerinnen wurden in allen Fällen zu teilweise ganz empfindlichen Geldstrafen verurteilt.

Lokales und Provinzielles.

Werkblatt für den 1. April.

Sonnenaufgang 5⁵⁸ | Monduntergang 5⁵⁸ N.
Sonnenuntergang 6⁵⁰ | Mondaufgang 8⁵⁰ N.
1790 Dichter Salomon Gessner geb. — 1782 Komponist Joseph Haydn geb. — 1897 Jugendschriftstellerin Thelma v. Schöber (geb. v. Sumpert) gest. — 1899 Kaiser-Wilhelms-Land wird unter deutsche Reichsouveränität gestellt. — 1910 Landschaftsmaler Andreas Achenbach gest. — 1911 Dichter Martin Greif gest.

Karfreitag 1915.

„Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.“ So lesen wir in der Offenbarung Johannis. „Getreu bis in den Tod“ ging an jenem ersten Karfreitag der Gottessohn seinen bitteren Weg unter der Last des Kreuzes, an dem er seine göttliche Seele auf-hängen sollte, um die Sünden aller Menschheit aus-zulösen. Auf der Schädelstätte zu Golgatha drückte der Erlöser das Siegel auf sein Werk, das er in niederer Knechtsgestalt begonnen, die Völker der Erde empor-zuheben aus der Nacht des Wahns und des Irrtums, herauszuführen zu den Höhen der Erkenntnis und der edlen Vollendung, damit sie alle Kinder eines Vaters würden, der im Himmel ist; damit er ihnen durch seinen Tod die Krone des Lebens gebe. So wird uns denn an jedem Karfreitag die Lehre gepredigt von unserer Unvollkommenheit und Schwachheit, die nur durch das feinsten Vertrauen auf die Gnade des Aller-höchsten überwunden werden kann, der in seiner Güte selbst das Blut seines von Ewigkeit erzeugten Eingeborenen nicht schonte, um uns aus den Fesseln der Finsternis zu lösen und zu geleiten in sein Haus, in dem für jede Seele eine herrliche Wohnung bereitet ist. In diesem schweren Kriegsjahr aber soll uns der Karfreitag besonders mit ernstem Gedanken der Einsicht und der Selbstsucht er-füllen. An und jenseits der Grenzen des Vaterlandes stehen unsere Brüder, mit ihrem Leib und ihrem Blut den heimischen Herd zu schützen, zu dem wilde und ent-schlossene Feinde hindrängen, zu zerstören, was deutsche Arbeit geschaffen, auszuwischen die weisensfremde Fäulnis rücksichts-losen Eigennutzes und skrupelloser Gewinnsucht. Das soll ihnen nicht gelingen, deutsche Sucht und Ordnung soll lebendig bleiben unter den Völkern des Erdballes. Dafür kämpfen unsere waffenfähigen Jünglinge und Männer auf dem Schlachtfelde, dafür extragen sie alle Schrecken und Unbill eines Krieges, wie ihn die Geschichte bisher nicht gekannt. Getreu bis in den Tod — das wissen wir — hält unser Leertann mit eiserner Hand die gietigen

Amtliche Telegramme d. Wolff'schen Tel.-Büros.

Großes Hauptquartier, 31. März 1915, 3 Uhr Nachmittags.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Westlich von Pont a Mousson griffen die Franzosen bei und östlich Regnievilles sowie im Priesterwald an, wurden aber unter schweren Verlusten zurückgeschlagen. Nur an einer Stelle westlich des Priesterwalds wird noch gekämpft.

feindliche flieger bewarfen gestern die belgischen Orte Brügge, Ghisteltes u. Cour-trai mit Bomben, ohne militärischen Schaden anzurichten. In Courtrai wurde durch eine Bombe, die in die Nähe eines Lazarettts fiel, 1 Belgier getötet und 1 verwundet.

Westlicher Kriegsschauplatz

Das russische Grenzgebiet nördlich der Memel ist gesäubert. Der bei Tanroggen geschlagene Feind ist in Richtung Skawdwille zurückgegangen.

Die in den letzten Tagen nördlich des Augustower Waldes erneut gegen unsere Stellungen vorgegangenen russischen Kräfte sind nach unserem kurzen Vorstoß wieder in das Wald- und Seengelände Sejny zurückge-worfen worden.

Die Zahl der russischen Gefangenen aus den Kämpfen bei Krasnopol ist um 500 gestiegen.

Bei Klimki an der Skwa wurden weitere 220 Russen gefangen ge-nommen.

Stremmen von des reiches Grenzmarkt ab. Dafür sollen und müssen wir auch zu Hause kämpfen. Da helfen nicht bange Zweifelstucht und engherzige Sorge um das eigene liebe Ich, da gilt nur der freudige und entschlossene Wille, mitzutragen an den Opfern, die das Schicksal dem gesamten Volke auferlegt. Wer sich ausschließen wollte, wer unbekümmert um die Leiden der Allgemeinheit nur den Weg ginge zum persönlichen kleinen Vorteil, der löschte selbst seinen Namen in der deutschen Gemeinschaft, für den wäre nimmer Erlösung und Befreiung. Getreu bis in den Tod, wie unsere Braven im tosenden Gesecht, wollen wir daheim stehen und ihnen den Kampf durchsetzen helfen bis ans glorreiche Ende. Dessen sind wir gewiß und dazu ist uns nichts, aber auch nichts von unserm Gut und von unsern Kräften zu teuer. Als der Gotteslohn am Holz der Schmach sein Haupt neigte und mit den Worten „Es ist vollbracht“, den letzten Seufzer aushauchte, da bereitete sich schon die goldene Osterlampe zum Aufstieg vor, das Licht der Erlösung aus-zugleichen über alle Kreatur. So wird auch dem deutschen Land der lichte und legendende Frieden dämmern nach den Greueln und dem Weh dieser Tage. Einst werden wir die Krone auf unserm Haupt tragen, wenn wir aushalten und sei es bis zum Letzten — getreu bis in den Tod!

o Himmelserscheinungen im April. Der wegen seiner angeblichen Wetterlaunen zumeist mit Unrecht verlästerte April ist wieder da. Die Tage nehmen jetzt immer schneller zu. Die Auf- und Untergangswellen der Sonne sind nach Berliner Ortszeit am 1. April 5 Uhr 39 Minuten und 6 Uhr 30 Minuten, am 10. April 5 Uhr 18 Minuten und 6 Uhr 46 Minuten, am 20. d. Mts. 4 Uhr 56 Minuten und 7 Uhr 3 Minuten, am 30. d. Mts. 4 Uhr 36 Minuten und 7 Uhr 21 Minuten. Die Tageslänge nimmt somit von 12 Stunden 51 Minuten auf 14 Stunden 46 Minuten, d. h. um 1 Stunde 55 Minuten zu. Am 21. April 5 Uhr morgens tritt die Sonne aus dem Zeichen des Widlers in das des Stiers. — Der Mond ist zu Anfang dieses Monats noch als fast volle Scheibe zu sehen. Am 6. April abends 9 Uhr erreicht er das letzte Viertel und am 14. mittags 1 Uhr verschwindet er als Neumond vollkommen. Im ersten Viertel finden wir unsern Trabanten wieder am 22. nachmittags 5 Uhr. Am 29. April 8 Uhr nachmittags haben wir wieder Vollmond. In Erdnähe befindet sich der Mond am 2. und 30. in Erd-ferne am 17. d. Mts. Über die Planetenercheinungen in diesem Monat ist nicht viel zu melden. Merkur bleibt auch in diesem Monat noch unsichtbar. Die hellstrahlende Venus, die zu Anfang dieses Monats noch etwa 1/2 Stunde zu sehen ist, wird am Ende nur noch 1/4 Stunde zu beob-achten sein. Mars und Jupiter bleiben auch in diesem Monat unsichtbar. Auch die Sichtbarkeitsdauer des Saturn nimmt weiter ab; er ist zu Anfang dieses Monats noch 5 1/2 Stunden zu sehen. Die Beobachtung des Fixsternhimmels, der an und für sich mit der fortschreitenden Jahreszeit seine winterliche Schönheit verliert, wird wegen der zunehmenden Dämmerungsdauer wesentlich erschwert.

* Die Postschalter sind von heute ab wieder ge-öffnet: Vormittags von 7 Uhr und Nachmittags von 2 Uhr ab.

* Sprechstunden. Die nächsten unentgeltlichen Sprechstunden für unbemittelte Lungenkranke werden am Dienstag, den 6. April d. J., vormittags von 9—1 Uhr, durch den Kgl. Kreisarzt, Herrn Geh. Medizinalrat Dr. Meyer, in seiner Wohnung in S. Goardhausen abgehalten.

* Eine Anzahl neuer Rheinfähren ist fertige-stellt und befindet sich, wenigstens zum Teil auf der ersten Bergfahrt. Es ist dies ein neues Schiff für die Rheinschiff-fahrts-Gesellschaft „Rhenania“ in Dornberg am Rhein, das 30 00 Zentner laden kann, ein 30 400 Zentner fassender Kahn für S. Paoge in Mannheim und ein Kahn von 21 000 Zentner Tragfähigkeit für eine süddeutsche Firma. Die Schiffe wurden auf holländischen Werften gebaut.

Bekanntmachung.

Die Ausgabe der Brotmarken für die Woche vom 5.—11. April findet der Feiertage wegen am Samstag, den 3. d. M. und zwar nur vormittags zwischen 9—11 Uhr statt. Wer aber mit seinen Brotmarken die Feiertage über auskommt, hat die Marken im Laufe der nächsten Woche abzulösen.

Braunbach, 31. März 1915.

Der Bürgermeister.

Witterungsverlauf.

Eigener Wetterdienst.

Von Teilen her ist ein Gebiet hohen Drucks heran-gekommen, sonst herrschen noch zahlreiche Unregelmäßigkeiten in der Luftdruckverteilung.

Aussichten: Veränderlich, etwas wärmer.

Gottesdienst-Ordnung.

Evang. Kirche.

Karfreitag.
Vormittags 10 Uhr: Predigtgottesdienst und heil. Abendmahl.
Abends 5.45 Uhr: Liturgischer Gottesdienst.

Kath. Kirche.

Karfreitag.
Am Karfreitag beginnt der Gottesdienst um 9 Uhr.
Abends 6.15 Uhr: Anacht.
Am Karsonntag beginnt der hl. Weihen um 7 Uhr, des Amtes um 8 Uhr.
Abends 6.15 Uhr: Auferstehungsfeier

Amtliche Bekanntmachungen der städtischen Behörden.

Das Rgl. Standesamt ist am Karfreitag und am Ostermontag jedesmal von 9-10 Uhr vormittags geöffnet.
Braubach, 25. März 1915. Der Standesbeamte.

Brennholzversteigerung.

Am Mittwoch, den 7. April, Nachmittags 3 Uhr beginnend kommen aus dem Stadtwaldbezirk 51 Hekten zur Versteigerung:

85 Km. Eichen Scheite und Knüppel
196 " Buchen
56 " Reifertknüppel

Zusammenkunft bei Nr. 10.
Braubach, 30. März 1915. Der Magistrat.

Die im Jahre 1914 außerhalb von Braubach geborenen Kinder sind zur Impfliste bis 5. April d. J. auf dem Bürgermeisteramt Zimmer 6 anzumelden.
Braubach, 27. März 1915. Der Bürgermeister.

Die Liste der Gemeindebesteuer für Rechnungsjahr 1915 und die Liste der Kreisbesteuer für erstes Halbjahr des Rechnungsjahres 1915 (1. April bis 30. September) liegen in Zimmer 3 des Rathauses bis 14 April d. J. einschl. öffentlich aus. Einsprüche gegen die Veranlagung zur Gemeindebesteuer sind bis zum 14. April schriftlich bei uns anzubringen. Spätere Einsprüche sind rechtsunkräftig und werden zurückgewiesen, worauf ausdrücklich hingewiesen wird, da häufig erst bei Aufstellung des Gemeindebesteuerszettels Einspruch geltend gemacht wird.
Braubach, 27. März 1915. Der Magistrat.

Verordnung.

Auf Grund der §§ 1 und 9 des Gesetzes über den Belagerungszustand vom 4. Juni 1851 ordne ich für den mir unterstellten Bereich des 18. Armeekorps an:

Alle Waffenhandlungen, Waffenmeister, Althändler, sowie sonstige Personen, welche gewerbenmäßig Waffen oder Munition verkaufen, haben über die in ihrem Besitz befindlichen Schusswaffen aller Art und Munitionsbestände ein genaues Verzeichnis alsbald dem Generalkommando einzureichen.

Jeder Zuwachs an Waffen und Munition ist gleichfalls sofort nach Eingang beim Generalkommando anzumelden. (Adresse für die Einreichung und Anmeldung: Gericht des stellvertretenden Generalkommandos 18. Armeekorps in Frankfurt a. M., Bürgerstraße 90.)

Die Veräußerung von Waffen oder Patronen ohne Genehmigung des Generalkommandos sowie Verschleßen, Verleihen oder Verwahren derselben an Privatpersonen ist verboten.

Zuwiderhandlungen werden gemäß § 9 des vorgenannten Gesetzes mit Gefängnis bis zu 1 Jahre bestraft.
Frankfurt a. M., den 19. März 1915.
Der kommandierende General.

Evangelische Gesangbücher

in neuer Sendung eingetroffen.

A. Lemb.

Beste Solinger

Taschenmesser

in großer Auswahl neu angekommen.

Gg. Phil. Cios.

Eine kleine Osterfreude

für unsere Feldgrauen!

Schön gefärbte Eier in 1 Pfund-Feldpostpackung

empfehlen

Jean Engel.

Eine Ladung

Lorfmüll

— Garantieware — kommt in diesen Tagen an. Da nur noch ein kleiner Teil verfügbar, erbitte gefl. Bestellungen umgehend.

Chr. Wiegardt.

Kartoffel-Sparschäler

in bester Ausführung empfiehlt billigst

Julius Rüping.

Rohes-Büchlinge

feinste vollsetzte Ware empfiehlt

Jean Engel.

Ein Portemonnaie

mit Inhalt (Monatslohn) verloren.

Abzugeben in der Geschäftsstelle d. Bl.

Verreist

San.-Rat Dr. Niehues
Spezialarzt für Magen-
und Darmkrankheiten,
Coblenz,
Kaiser-Friedrichstr. 8.

Wieder frisch eingetroffen
feinste saftige

Apfelsinen u. Zitronen

Jean Engel.

Neu eingetroffen!

Große Auswahl in allen
Artikeln der

Erstlings-

Ausstattungen

Rud. Neuhaus.

Wohltätigkeitsveranstaltung

zum Besten der im Felde stehenden
Braubacher Krieger

am Ostermontag, den 5. April 1915, abends
7.30 Uhr

im Saale des „Rheinbergs“ (L. Krämer).

Vortragsfolge:

I. Teil.

1. Ansprache durch Frau Johanna Weiskirch.
2. Fantasie a. d. Op. „Cavalleria rusticana“ Mascagni (Quintett Franke)
3. Allerlei aus der Türkei von Johanna Weiskirch.
4. Arie der Agathe a. d. Op. „Freischütz“ Weber (Frau Gudula Moder)
5. Fantasie a. d. Op. „Rigoletto“ Solo f. Flöte Verdi (Herr Börschel)
6. Männerchöre:
 - a) Bleib deutsch, du herrlich Land am Rhein Arnold Börschel
 - b) Glück (Gedicht von Johanna Weiskirch)
7. Poesie und Prosa aus dem Bauernleben von Johanna Weiskirch.
8. Ungarische Tänze 5 und 6 Brahms (Quintett Franke)

II. Teil.

9. Ouverture zu „Oberon“ Weber (Quintett Franke)
10. Aus dem Kinderleben (Johanna Weiskirch)
11. Ave Maria. Solo f. Sopran m. Cellobegl. Gounod (Frau Gudula Moder)
12. Männerchöre:
 - a) Heute noch Breu
 - b) Wie's daheim war Wohlgemuth
13. Solo Vorträge für Cello:
 - a) Andante a. d. H moll Konzert Goltermann
 - b) Berceuse Godard (Herr Specht)
14. Lieder für Sopran:
 - a) Die Zigeunerin Donizetti
 - b) Haiden-Röslein Schubert (Frau Gudula Moder)
15. Kriegspoesie und -prosa. (Johanna Weiskirch)
16. An der schönen, blauen Donau. Walzer. Straus (Quintett Franke)

Eintritt:

I. Platz 75 Pfg.; II. Platz 50 Pfg.

Es wird gebeten, nicht zu rauchen.

Zu Ostern:

Schöne frische Eier, prachtvolle Eierfarben, Schokoladen-Hasen und Zucker-Eier in jeder Größe

empfehlen

Jean Engel.



Osram-Lampen

in allen Spannungen stets
am Lager bei
Gg. Ph. Cios, Braubach.

Todes-Anzeige.

Heute Abend 9 Uhr entschlief sanft nach längerem Leiden meine treu sorgende Mutter

Frau
Friederike Gras
geb. Probst

im Alter von 85 Jahren 11 Monaten.

Mit der Bitte um stille Teilnahme zeigt dies tiefbetrübt an

Adolf Gras.

Braubach, den 30. März 1915.

Die Beerdigung findet am Karfreitag 2 Uhr nachmittags statt.

Dankagung.

Für die vielen Beweise herzlicher Anteilnahme bei dem so plötzlichen und unerwarteten Hinscheiden meines lieben Sohnes, unseres unvergesslichen Bruders, Schwagers, Onkels und Neffen

August Werner

sagen wir allen, besonders Herrn Dekan Wagner für die trostreiche Grabrede, dem Turnverein, den Schulkameraden, dem überaus zahlreichen Grabgeleite, sowie den Kränz- und Blumenpendern unseren

herzlichsten Dank.

Die trauernden Hinterbliebenen.

Braubach, den 31. März 1915.

Besten Ersatz für die jetzt so teure Butter

Feinste Süsrahm-Margarine

zu 1,00 1,20 Mt., bei Abnahme von 5 Pfd. entsprechend billiger, empfiehlt

Jean Engel.

Zur bevorstehenden

Kommunion und Konfirmation

empfehle ich bei billigsten Preisen und besten Qualitäten:

für Mädchen:

für Knaben:

Gemden
Dosen
Korsetts
Strümpfe
Unterhosen
Unterröcke
Taschentücher
Handschuhe
Haarbürsten

Gemden
Strümpfe
Dosenträger
Kragen u. Manschetten
Vorhemden n. Schürze
Manschettenknöpfe
Taschentücher
Handschuhe
Hüte in den neuesten Formen, fl. u. weich

Als passende

Geschenkartikel

empfehle:

Regenschirme
Handtäschchen
Portemonnaies

Vorstecknadeln
Haarschmuck
Parfums

Rud. Neuhaus.

Für die Kommunion und Konfirmation
empfehlen wir:

Kleiderstoffe

in schwarz, weiß und farbig in gebirgten Qualitäten zu billigen Preisen.

Geschw. Schumacher.